

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Sängerkrieg in Tirol**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1882**

II. Beda Weber

Welt ausgehe, um diese über Ursprung und Herkunft der jetzigen Rhätier geeignet aufzuklären. Er fügte noch gefälligst bei, daß nach diesem Maßstabe etwa dreißig Jahre vergehen würden, bis die Welt, wenn sie bis dahin nicht untergegangen, das Bedürfnis einer zweiten Auflage verspüren dürfte — und daß das Material zum zweiten Bande der Novellen verloren gegangen sei. Letzteres ist höchlich zu bedauern, denn die Erzählung: „Einer wie Alle“, welche das Sturmjahr 1848 schildert, wie es sich in Meran abspielte, ist mit unvergleichlichem Humor geschrieben.

## II.

### Beda Weber.

Unter den kleinen Merkwürdigkeiten, unter den kleinen und großen Männern der Stadt Meran nahm Pater Beda Weber damals unbestritten den ersten Rang ein. Die gebildeten Westkinder aus dem protestantischen Norden fanden es sehr wunderbar, daß ein Mönch im finstern Etichland nicht allein Verse machte, sondern auch Bücher schrieb, und sie nahmen ihn daher gerne in Augenchein. Sie erstaunten wohl noch mehr, als sie gewahren mußten, daß er nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch die neueren Kultursprachen verstand und zu gebrauchen wußte. Nicht minder hatte er schon einmal (1829) eine längere Reise nach Italien, nach Florenz, Vissì und Rom, später

einige kürzere nach Mailand, Verona, Venedig unternommen und war auch von diesen nicht ohne erhöhten Nimbus zurückgekehrt. Ueberdies war er die letzten Jahre mit Phillips und Görres, die ihre Ferien in Südtirol verbrachten, vielfach herumgezogen und dadurch selbst ungemein gehoben worden. Ferner genoß er den Ruf eines vorzüglichen Lehrers und seine Schüler loben jetzt noch dankbar seine Art.

Sie wissen noch viel zu erzählen von der einnehmenden, geistreichen Manier, mit der er alle Lehrgegenstände zu behandeln und die trockensten Materien genießbar zu machen pflegte. Er hielt sehr viel auf die Werke der Poeten und suchte seine Jungen nach Thunlichkeit mit den deutschen Dichtern, mit Horatius und dem alten Homer, ja selbst mit dem Lied der Nibelungen vertraut zu machen. Eine besondere Freude gewährte es seiner Schule, wenn er sie in einen schattigen Wald, auf eine aussichtige Höhe führte, dort ein Buch herauszog und mit wohlklingender Stimme ein schönes Gedicht, eine romantische Ballade oder ein Stück aus den Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus vortrug. Die Epheben taumelten dann ganz wonnetrunken nach Hause, bemühten sich edlere Sitten anzunehmen und freuten sich schon wieder auf das nächste Mal.

Auch als Kanzelredner hatte er einen großen Namen. Wenn er bei feierlichen Gelegenheiten in irgend einer Dorfkirche zu predigen hatte, so kamen die Landleute von weit und breit herbei und gestanden, wenn er zu Ende

war, in einem Athem, daß sie die Predigt zwar wunderschön gefunden, aber leider nichts davon verstanden hätten.

Was die äußere Stellung dieses interessanten Mannes betrifft, so war derselbe also dazumal Lehrer am Gymnasium zu Meran. Um auch von dieser Anstalt einiges zu berichten, so sei erwähnt, daß weit oben bei dem Städtchen Murns im Binsgau, auf waldiger Höhe ein einsames Kloster liegt, welches Marienberg heißt und im zwölften Jahrhundert für die Jünger des heiligen Benedikts gestiftet worden ist. Als sich nun um das Jahr 1722 das Gerücht verbreitete, daß die Chorherren zu Polling im Baierland unter dem Schutze der Grafen von Trapp, die im obern Binsgau reich begütert sind, in dem Städtchen Murns ein Gymnasium und Konvikt zu errichten gedächten, befahl die Männer von Meran keine geringe Eifersucht und sie entschlossen sich sofort, Hand in Hand mit dem Stift Marienberg alle erlaubten Mittel anzubieten, um diese Anstalten für ihre Stadt zu gewinnen, was sie denn auch nach vielen Verzögerungen und Hindernissen im Jahre 1727 glücklich zu Stande brachten. Seitdem hat nun der Abt von Marienberg das Recht und die Pflicht, das Gymnasium zu Meran mit seinen Klosterherren zu besetzen, und stand dasselbe, das früher auch nicht besser gewesen als die andern im Lande, gerade zu dieser Zeit, in besonderem Ansehen. Dazu hatten Beda Weber und Pater Albert Jäger, sein jüngerer Amtsgenosse (geboren 1801 zu Schwaz), das Meiste beigetragen. Letzterer hatte insbesondere den Unterricht in der Geschichte

erfreulich umgestaltet, indem er, was bis dahin unerhört, die Historie nicht mehr aus dem vorgeschriebenen langweiligen und geistlosen Lehrbuch, sondern in freier fließender Rede vortrug. Albert Jäger hat in seinem Fache viele verdienstliche Werke, darunter drei größere, eine Geschichte des bairischen Einfalls im Jahre 1703, eine Geschichte der Streitigkeiten des Kardinals von Gusa mit Herzog Sigmund dem Münzreichen und eine Geschichte der landständischen Verfassung von Tirol zu Tage gefördert, war lange Jahre Professor der österreichischen Geschichte an der Universität zu Wien und lebt jetzt noch in hohem Greisenalter zu Innsbruck.

Ich stand übrigens schon in geistiger Beziehung zu Beda Weber, da ich mir in Bregenz sein kleines Handbuch für Reisende in Tirol angeschafft hatte. In Meran fragte ich, wie sich von selbst versteht, sofort nach dieser an Ort und Stelle viel besprochenen Persönlichkeit, und F. Lentner, der fast täglich mit ihr verkehrte, erbot sich auch gleich, mich derselben vorzustellen.

Wir trafen den Löwen von Meran auf seiner Stube in einer eigenthümlichen Lage. Er war nämlich eben daran, sein Büchergestell erweitern zu lassen und weil er die Arbeit beschleunigt sehen wollte, hatte er drei Schreiner von Meran auf einmal zu sich berufen, drei rüstige Männer im kräftigsten Alter, welche in etliche Bretter gerade etliche Duzend Löcher gebohrt hatten. Als wir nun eintraten, war eben die Zeit gekommen, wo sie etliche Duzend Nägel mit unermesslichem Eifer hineinzuschlagen begannen. Ich

habe auf dieser Welt schon manchen Lärm gehört und wieder vergessen, aber jene gellenden Hammerschläge, die von allen vier Wänden betäubend wiederhallten, sie klingen mir noch immer nach. Ueberdies schien es, als ob die Handwerksleute, um unsern Eintritt zu feiern, noch cyklopischer darauf loshämmerten, als zuvor. Unter dieser entseßlichen Musik tauschten wir die ersten Grüße aus, schüttelten uns die Hände und stellten uns alle drei am Fenster auf. Wir beide, Beda und ich, schrieen uns mit titanischer Anstrengung ins Ohr, daß wir uns sehr gefreut, uns einmal zu sehen und kennen zu lernen, brachten uns auch auf diese Weise verschiedene Artigkeiten bei und machten sogar den Versuch, über tirolische Urgeschichte zu sprechen; der zarte Lentner aber mit seiner schwachen Brust konnte gar nicht mitthun und warf mir ein verdrießliches Gesicht zu, das seiner Sehnsucht nach Ortsveränderung deutlichen Ausdruck gab. Nachgerade hatte ich auch in der Seitenwand eine Thüre bemerkt, welche in ein Nebenzimmer zu führen und mir daher eine sichere Rettung zu versprechen schien. Ich deutete nun freundlich auf diese Thüre hin, nahm den Herrn Professor bei der Hand und lud beide ein, mir in jenes Gemach zu folgen. Als wir darinnen waren, zog ich die Thüre hinter uns zu, was so angenehm wirkte, daß mein neuer und gelehrter Freund in die Worte ausbrach: Ich danke Ihnen wahrhaftig, daß Sie uns da hereingeführt; es ist gar zu arg da draußen!

Beda Weber war übrigens damals vierundvierzig

Jahre alt, eine hohe, fleischige und daher imposante Gestalt. Sein Gesicht war etwas blatternarbig und die Farbe bleich und gelblich. An den psychischen Ausdruck, der darin lag, erinnere ich mich nicht mehr so genau, daß ich davon reden möchte. Eine gewisse hochmüthige Verbetheit, ein anspruchsvolles und rücksichtsloses Selbstbewußtsein war aber in seinem ganzen Wesen kaum zu verkennen. Einen bedeutenden Eindruck scheint er mir damals nicht gemacht zu haben, da das Tagebuch nichts weiter sagt als: „Pater Beda ist ein freundlicher Mann, der mir die Aushängebogen seiner Gedichte zeigte.“ Er trug, wie sich von selbst versteht, den langen, schwarzen Talar der Benediktiner und wenn er über die Gasse gieng, einen schwarzen runden Hut.

Er wachte mit sichtlicher Sorgfalt über seine äußere Erscheinung. Er gieng immer mit gemessenen, würdevollen Schritten durch das Städtchen, Talar wie Hut waren immer fleißig ab- und ausgebürstet, seine Wäsche immer rein. In der Hand trug er gern sein Taschentuch, welches, da er nicht schnupfte, stets blütenweiß war — lauter Erscheinungen, welche ihn von seinen Chorbrüdern sehr merklich abhoben, da diese auf Eleganz viel weniger Werth legten (nur Albert Jäger wurde ihm auch in dieser Beziehung gleichgestellt). Die heilige Messe las er in seiner eigenen Weise, nicht ohne einen theatralischen Anflug. Wenn er sie beginnen sollte, so kam er jeweils hoch aufgerichtet aus der Sakristei heraus und eilte mit gigantischen Schritten auf den Altar zu, gleich als ob er diesen

im Sturme nehmen wollte, ein Auftreten, das seine Schüler hinter seinem Rücken mitunter spöttisch nachsäfften. Auch seine Handbewegungen, seine Kniebeugungen, kurz alle Verrichtungen am Altare zeigten einen eigenen, nur ihm gehörigen Zug. Von den Klosterregeln und den Vorschriften, die für die Lehrer gegeben waren, suchte er sich möglichst frei zu halten. Beim Abendessen, das um sieben Uhr vor sich gieng, war er häufig nicht zu sehen\* und fand auch selten nothwendig sich deßhalb, wie es vorgeschrieben, beim Superior, dem sanften Vater Placidus, zu entschuldigen. Wegen dieser und mancher andern Unbotmäßigkeit soll Vater Placidus heimlich manche Thräne vergossen haben. Im Uebrigen war er unter den Männern aus verschiedenen Gründen nicht beliebt, dagegen fand er bei dem schönen Geschlechte großen Anklang und einige ältere Damen in Bozen bezeigten ihm eine fast schwärmerische Verehrung.

Geboren war er 1798 zu Lienz, einer Stadt im Pustertthale, welche sich jetzt auch eine Veda-Weber-Straße beigelegt hat. Seine Eltern bauten ein kleines Gut und ließen ihn das Schusterhandwerk lernen. Er war als Geselle bereits freigesprochen, als ihm sein ehemaliger Lehrer, ein Jünger des heil. Franziskus, einmal auf der Gasse begegnete und ihn dringend aufforderte, sich den Studien und dem geistlichen Stande zu widmen. Der Jüngling konnte dieser Aufforderung nicht widerstehen. So

\* Nach den unten folgenden Briefen scheint er nur weggeblieben zu sein, wenn er stark zu arbeiten hatte.



gieng er denn zu Bozen bei den Franziskanern in die Schule und verfolgte seine Ausbildung zu Innsbruck, Trient und Bozen, um schließlich 1821 in den Benediktiner-Orden und in die schon oben besprochene Abtei Marienberg im Binsgau einzutreten. — Im Jahre 1826 stellte ihn sein Abt als Professor an das Gymnasium zu Meran, was er jedenfalls gerne hinnahm, da ihm der Aufenthalt in dieser Stadt und der Umgang mit ihren Einwohnern und den mancherlei Gästen gewiß mehr Unterhaltung und Anregung bot, als das öde, weltentlegene Marienberg.

Eine Unterbrechung jener Thätigkeit trat im Jahre 1839 ein, wo er auf seine Bitten als Kaplan nach dem stillen Dörflein St. Martin im Pässeier gesandt wurde. Dort blieb er bis zum Jahre 1841 und kehrte dann wieder neugestärkt in seine frühere Stellung an dem besagten Gymnasium zurück.

Im Frühling 1848 wurde er vom Meraner Bezirk in das Parlament zu Frankfurt am Main gewählt. Er war der tirolischen Zustände überdrüssig und sehr froh, als es ihm gelang, daselbst zum Stadtpfarrer ernannt zu werden. Dort starb er am 28. Februar 1858.

Der Trieb, Bücher zu schreiben, hat ihn, wie es scheint, erst spät ergriffen, wenigstens zählte er schon fünf- unddreißig Jahre, als er mit einer Uebersetzung der sechs Bücher vom Priesterthum, die wir dem heiligen Chrysostomus verdanken, ans Licht trat. Im Jahre 1836 erschien „Meran und seine Umgebung“; im Jahre 1838 „Das Land Tirol“ in drei Bänden, ein stoffreiches, emphatisch

geschriebenes Werk, das wohl lange Arbeit erheischt hat, aber nicht sehr zuverlässig ist. Für die Ergießungen seines heißen, immer siedenden Herzens hatten nun diese Bücher wenig Raum geboten, aber desto reichlicher konnten sie in einem Werke hervortreten, welches „Tirol und die Reformation“ betitelt und 1841 erschienen ist.

Im Verlaufe seiner historischen Studien war der Verfasser nämlich an die Schriften der Giovanna Maria della Croce, einer geistreichen und zu ihrer Zeit höchst einflußreichen Nonne zu Roveredo, gerathen und hatte dabei „ein allseitiges Eingehen in die religiösen Erscheinungen des siebzehnten Jahrhunderts nothwendig gefunden.“ Diese Giovanna, Hellscherin und Prophetin, vielmehr die Lektüre ihrer hinterlassenen Schriften, welche in elf geschriebenen Quartbänden bestehen, hat den geistreichen Forscher, wie leicht zu merken, in einen mystischen Dunstkreis gezogen, wo er den gesunden Menschenverstand ganz daran gab und nur noch Mirakel sah. Aus dieser Gemüths-lage gieng dann jenes merkwürdige Buch hervor, in dessen vier ersten Kapiteln die Einflüsse der Reformation, jedoch meines Erachtens etwas verkehrt geschildert werden, denn die unglaubliche Sittenlosigkeit und das ganze Sündenleben, wie es damals das Land Tirol verpestete, gieng doch weniger von Wittenberg aus, als von der eingeborenen Sinnlichkeit der Landes-kinder, dem schlechten Beispiele der Fürsten, von dem plötzlich erwachsenen Reichthum und der schnell einreißenden Ueppigkeit, die ihn begleitete, vor allem aber von der wüsten Zuchtlosigkeit des Klerus, die ja den ersten

Anstoß zur Reformation gegeben hat. Die andern ein- undzwanzig Abschnitte beschreiben dagegen den „Kreuzzug der Verzückten aus Italien nordwärts“, d. h. die Einwanderung italienischer Söldlinge und die durch sie und ihre Gönner bewirkte Wiederherstellung des katholischen Lebens im Lande. Alle diese Mönche und Nonnen, diese „Verzückten“, wie ihre Anhänger und Anhängerinnen, liegen nun „unaufhörlich in unbeschreiblichen Gluten heißester Liebe,“ „durchwozt von dem Glühen der tiefinnersten Feuerwelt in der bewegten Seele,“ „versunken ins Flüsterleben der reinsten Liebe,“ „in maßloser Sehnsucht nach dem verlorenen Himmel,“ „in wonnevollster Trunkenheit, im verzehrenden Feuer, in der Flammeninbrunst der heißesten Gottesliebe,“ „in den süßesten Herzenzgluten, den unbeschreiblichen Wonnen ekstatischer Verzückungen, in den Blutgefühlen heiliger Andacht, in den heißesten Gluten der innigsten Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam“ u. s. w. Die verzückten Frauen hatten übrigens mit den seltsamsten Zuständen zu thun. Daß aber, „die unaufhörlichen Krämpfe geheimnißvoller Art, wie sie in (weiblichen) Leibern einheimisch werden, die das Uebermaß der einrauschenden Gottesgewalt nicht zu fassen vermögen,“ von der Wissenschaft nicht allein den himmlischen Einflüssen, sondern ebenso sehr einem gestörten Geschlechtsleben zugeschrieben werden, scheint der Verfasser nie gehört zu haben. Die Erzählung wälzt sich unablässig in einer schwülen Hitze des Ausdrucks dahin. Fast alle Adjektive stehen im Superlativ und „ungeheuer,“ „unberechenbar,“

„unermesslich“ sind die Beiwörter, die am öftesten wiederkehren. Man empfindet fort und fort, daß keine Wahrheit in dem Buche, daß alles maßlos übertrieben ist. Ein feinerer Geschmack wird sich mit diesem Stile schwer befreunden und trotz vieler unfreiwillig komischer Stellen, die uns ein mildes Lächeln abfordern, ist die Lektüre, zumal da fast alle Sätze gleich gebaut sind, doch sehr monoton und ermüdend. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß der Mystiker von Meran in Stil und Darstellung zunächst die Schriften seines Münchener Meisters, des großen Josef von Görres, als Muster vor Augen gehabt.

Jene Berzückten waren aber mitunter sehr wunderliche Heilige. So schleppte Bartolomeo Saluzzo immer ein großes hölzernes Kreuz mit sich, auf dem er die Nacht zubrachte. So oft er auf der Gasse in den Roth fiel, küßte er die Erde und rief mit lauter Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Oft legte er sich im Speisesaal auf den Boden und bat die Brüder, ihm zur Abtötung ins Gesicht zu treten. Als er sich einst ermüdet an einen Baum lehnte, der schon abgeleert war, fieng dieser neuerdings zu blühen an, „wohl das schönste Sinnbild der neu aufwachenden religiösen Begeisterung in Italien als Gegengewicht gegen die blütenzerstörenden Stürme der Reformation in Deutschland.“ Nach Rom zurückberufen, wurde er dort von seinen Obern allerdings als Betrüger behandelt, erlebte aber eine Berzückung nach der andern, wobei ein so heftiges Flammen und Leuchten aus seinem Angefichte sprühte, daß es niemand in seiner Nähe aus-

halten konnte. „O überglücklich,“ sprach er, „jede Seele, die eingegangen ist ins Brautgemach ihres Bräutigams, sich gewöhnend an Lust und Umarmung ihres Gottes?“

Der Barfüßermönch Domingo, ein Spanier, spielte nach jeder Verzückung Blut aus, das man auffing und aufbewahrte, „als Andenken der Liebesstürme, die in seinem Innern rasten, zum großen Nachtheile des sinnlichen Lebens.“

Dem Vater Euphemius, dem italienischen Prediger zu Innsbruck, „kam oft lustiger Tanz in die Füße aus überschwänglicher Liebeslust im süßesten Gefühle des Heilands.“ Auch Bruder Matteo, sein Gefährte, mußte immer tanzen, wenn er den Namen Paradies aussprechen hörte. Oft tanzten sie beide voll fröhlicher Himmelslust bei nächtlicher Stille im Dämmerlicht der Kirche.

Fra Tommaso von Bergamo bat seine Freunde dringendst zu beten, daß er „ein wahrhaft rasender Liebhaber seines Erlösers“ werde. Derselbe schrieb auch einmal: „Ich verbrenne, ich verlodere, ich sterbe! Deine Liebe ist mein Tod, o süßester Jesus! Lieber will ich mit dir in der Hölle, als ohne dich im Himmel sein! O, warum bin ich kein Gott in deinem heiligen Dienste? Meine Gottheit würde ich dir freudig zu Füßen legen und mich vernichten, um dich zu verherrlichen!“

Fra Bito, „der stille Laienbruder von Trient,“ war oft vor Liebe (zum Heiland) so ganz krank, so matt und an allen Gliedern zer schlagen, daß man ihn wie todt ins Kloster zurücktragen mußte. „Bei jedem heiligen Gedanken“

pflegte derselbe wie geflügelt in die Höhe zu steigen und weite Strecken durch die Luft zu schweben. Als er das erste Mal zu Venedig in die Markuskirche trat, entzückte ihn deren Anblick dergestalt, daß er sich alsogleich bis ans Gewölbe emporhob und dieses mit seinem Haupte berührte, gewiß auch einige Zeit da schweben blieb, so daß die Frage entsteht, wie sich die anständigen Damen, die damals in der Markuskirche ihrer Andacht oblagen, verhalten, ob sie ihm nachsehen, oder die keuschen Augen niederzuschlagen sollten.

Wenn der Verfasser ferner erzählt, Fra Vito habe vor den Menschen selten von der Liebe Gottes geredet und „seine Zunge habe sich nur im vertrautesten Kreise zur honigsüßen Rede von seinem geliebten Bräutigam gelöst,“ so scheint er ganz vergessen zu haben, daß Fra Vito nach seinem eigenen Geständniß dem männlichen Geschlechte angehörte.\* Als man 1715 sein Grab geöffnet, umduftete süßer Wohlgeruch die irdischen Reste.

Ist es erfreulich oder betrübend, daß im deutlichen Tirol, wie aus allem erhellt, nur Eine mystische Ansteckung stattgefunden hat? Die einzige Marie Huber von

\* Auf diesen Unterschied scheint Beda überhaupt nicht viel zu achten, denn in seinem Gedichte „Die Liebesnacht,“ welches an den Heiland gerichtet ist, singt er z. B. von sich selbst:

Und all mein Blutempfinden weint,  
Zu lieben meinen Herzensfreund,  
Der mich in Liebeseligkeit  
Zu seiner liebsten Braut geweiht!

Der stämmige Pusterer Christi Braut!!

Brixen schwebte als ekstatische Jungfrau eines schönen Morgens bis zu den Aesten eines Nußbaums empor und blieb mit ausgebreiteten Armen frei in den Lüften hängen. Die heilige Anna, mit der sie in „enger Geistesvertraulichkeit“ stand, legte ihr einst einen Kranz wohlriechender Blumen auf das Haupt, den man aber nicht sah, sondern nur roch.

Jene mystischen Schwärmer aus Italien hatten aber zumeist eine leichtsinnige Jugend hinter sich, schrieben sich nicht wie Beda eine besondere Tüchtigkeit zu, sondern hielten sich selbst für äußerst sündhaft, weinten fast unaufhörlich über ihr Verderbniß, beichteten mehrere Male des Tages und fielen durch Abtötung ganz vom Fleische. Manche schliefen nicht, weil sie immer weinen mußten; Andere nahmen wochenlang gar keine Nahrung zu sich. Ihnen allen war aber eine Gnade verliehen, die den frommen Mönchen unserer Zeit wohl ganz verloren scheint. Sie dufteten nämlich sammt und sonders in höchst eigener Lieblichkeit, erfüllten ihre Stuben, ihre Gewänder mit Wohlgerüchen aller Art und verkündigten schon ihr Nahen durch ein vorausgehendes Aroma von himmlischer Süßigkeit.

Uebrigens galten diese Verzückten nur in Deutschland heraußen als Heilige; wenn sie wieder nach Italien zurückkamen, wurden sie, wie uns schon oben ein Beispiel gezeigt, von ihren geistlichen Obern sehr gering angesehen und als Narren oder Betrüger gestraft und eingesperrt. Seltsame Muster für das deutsche Volk! Ein wälscher Gauner gibt noch immer einen deutschen Heiligen ab!

Ob ein Pustertthaler von Trient eigentlich ein Deutscher sei und sein solle, ist eine Frage, die unser Beda damals immer wechselnd beantwortete und erst fest und ständig zu bejahen schien, als er nach Frankfurt in die Paulskirche gewählt werden wollte. Bis dahin wäre er mitunter — wenigstens nach seinen Worten — lieber zu Roveredo auf die Welt gekommen und — wenn thünlich — keine verzückte Welschtirolerin geworden. Ein Kapitel seines Buches nennt sich: „Ueberfluth des romanischen Elements ins Deutsche zum Schutze der Kirche“ — und in diesem berichtet er mit Freuden, daß damals „das reiche Gemüthsleben der romanischen Welt,“ „die Stromschwelle italienischer Glaubensinnigkeit“ überwiegend ins katholisch süddeutsche Element („in die süddeutsche Nacht“ heißt es S. 335) eingedrungen sei. Man hat dieses romanische Element in seinen Sängern, Tänzern, Gauklern, Alchemisten, Wunderdoktoren, Beichtvätern, Soldaten und Kastraten, in seinen Abenteurern jeglicher Art mit ihrem weiblichen Anhang seiner Zeit an allen katholischen Höfen Deutschlands sattsam kennen gelernt. Die Innsbrucker schrieben den Tod des letzten habsburgischen Landesfürsten von der tirolischen Nebenlinie, Franz Sigmund († 1665), jener italienischen Stromschwelle zu und allenthalben war man herzlich froh, diese Damen und Herren wieder los zu sein. Dagegen sagt unser Mystiker, „wenn sich auch die deutsche Nationalsteifheit („die kindisch-troynige Deutschthümelei“ heißt es S. 288) dadurch bisweilen beleidigt fand, so war doch der Nutzen davon für die



katholische Denk- und Gefühlsweise so einleuchtend, daß erleuchtete Staats- und Kirchenhäupter dieses Vordringen der fremden Nationaleinflüsse aus allen Kräften beförderten.“ Er erzählt mit Vergnügen, wie der tirolische Adel damals den Spaniern zu Mailand Söldnerdienste leistete und von dort, wälsch geschult, „mit ungeheurem Gefolge von romanischen Sitten und Gebräuchen“ wieder zurückkehrte. Es freut ihn ferner, daß der Romanismus damals die deutsche Sprache an den deutschen Höfen, welche noch katholisch geblieben, fast verdrängte, daß die Fürstenbräute, welche diese ja meist aus Welschland bezogen „nie ernstlich daran dachten, sich die deutsche Zunge anzueignen,“ daß sie sich einen eigenen romanischen Hofstaat hielten, also italienische Weichtväter und „lauter landsmännisches Hausgesinde bis herab zum unbedeutendsten Kammermädchen.“\* Nur schade, daß diese heißkatholischen Helden, die fliegenden Franziskaner und die in den Umarmungen ihres glühend geliebten Bräutigams schwelgenden Welschwestern in ihrem eigenen Vaterland so gar nichts gründen und hervorzaubern konnten, als zuletzt die Karbonari und den allgemeinen Umsturz. Daß diese feurigen Darstellungen jener „unermesslichen“ Verdienste um unsere süddeutsche Kultur (in Altbaiern sind

\* Ganz einverstanden mit Beda Weber war die schöne Adelsheid von Savoyen († 1679), des Churfürsten Ferdinand Maria von Baiern lebenslustige Gemahlin, welche ihrem Ehemann fortwährend anlag, alle Baiern aus ihrer Umgebung zu entfernen und alle Hofämter nur mit Franzosen und Italienern zu besetzen.

sie kaum zu merken) auch beständig mit Ausfällen auf „die giftschäumende Riesenschlange des Protestantismus“ gewürzt werden, versteht sich ohnedem. — Das Buch schließt mit einem Panegyricus auf die Jesuiten, mit Berichten über Reliquiensammlungen, Wallfahrtskirchen u. s. w.

Wer gleichzeitig mit dieser Reformationsgeschichte die im folgenden Jahre erschienenen „Lieder aus Tirol“ liest, wo es fast auf allen Seiten von der Tiroler deutscher Kraft und deutschem Muth, vom deutschen Vaterlande hallt und schallt, der weiß wahrhaftig nicht, was er denken soll.

Viele haben behauptet, ein vernünftiger Mensch könne solche Sachen wohl schreiben, aber nicht an sie glauben. Wie es in diesem Stücke mit unserm Beda stand, ist in der That ziemlich sicher. Ich nahm mir selbst einmal die Freiheit, jenen interessanten Fra Bito zur Sprache zu bringen und zu fragen, was denn von dessen akrobatischen Leistungen eigentlich zu halten sei. Beda antwortete darauf achselzuckend: „Nu, nu; ich habe alle diese Sachen gerade so hingeschrieben, wie ich sie gefunden habe; aber,“ setzte er dann lächelnd hinzu und gieng gemüthlich in seinen Buzterer Dialekt über, „ob s' wahr sein oder nit, kann ja ih nit wissen.“

Charakteristisch für Beda's historische Unparteilichkeit ist auch, daß er die Wiederherstellung der tirolischen Glaubenseinheit ganz und gar seinen gottbegeisterten Männern und Frauen zuschreibt, aber den mächtigen Antheil, den Scheiterhaufen, Galgen und Richtschwert daran gehabt, gar gnädig verhüllt.

Dem tirolischen Volke gedachte Beda Weber mit seinem Buche ohne Zweifel eine sehr gesunde Nahrung zu bieten. Nur schade, daß es sehr wenige Leser fand und daß diese wenigen es mit Widerwillen aus der Hand legten. In jenen Jahren waren die Märztage schon so nahe in Sicht, das Verlangen nach Reformen, die Hoffnung eines Aufschwungs und die Abneigung gegen die clerikale Erstarrung schon so lebhaft, daß sich vernünftige Leute mit den Leistungen jener ekstatischen Mönche und Nonnen, welche die widerwärtigen Zustände doch auch mit herbeigeführt, nicht mehr befassen wollten. Ihn dagegen hätte niemand gehindert, sich nach solchen Mustern zu bilden, allein wer dieses erwartete, fand sich auch getäuscht. Es gelang ihm weder durch Wohlgerüche sein Nahen zu verkündigen, noch legte er die so hoch bewunderte Kasteiung und Abtödtung sich selber auf. Der stämmige Pusterer fand sich im praktischen Leben viel seliger bei einem Lumpen Terlaner, als in den heißesten Blutgeföhlen heiliger Andacht. Die christliche Schwesterliebe trug er zwar gerne zur Schau, denn er stand mit geistreichen Damen immer in landeskundiger Verbindung; aber die Bruderliebe wollte sich nie recht bemerklich machen, ja er galt von jeher für hochmüthig und händelsüchtig. So kam man denn allgemein zu der Ansicht, Beda Weber, wie er schreibe, sei ein ganz Anderer, als Beda Weber, wie er lebe.

Noch in demselben Jahre (1842) erschienen die „Lieder aus Tirol,“ deren Aushängbogen mir Beda damals gezeigt hatte. Er war so glücklich gewesen, sie bei der

J. G. Cottaschen Buchhandlung unterzubringen und an ihrer gesegneten Hand hoffte er — cum tacita virgine pontifex — das poetische Kapitol des deutschen Volkes leicht ersteigen zu können. Diese Lieder sind eigentlich die Abfälle jener italienischen Mystik, deren Beispiele wir kennen gelernt, denn alle die Gluten und Entzückungen der heißesten Liebe, die süßesten Bräutigamswonnen u. s. w. kehren da wieder, nur sind sie poetisch gesetzt und in leidliche Reime gebracht. Hinzu tritt ein bedeutendes lemurisches Element, „Leichenduft und Morderlust,“ in übergroßen Quantitäten. Seine Bräute verheirathen sich sämmtlich mit Leichnamen und die Hochzeit ist immer im Sarge. Aus allen seinen phantastischen Blumen guckt immer der Tod hervor, dem er eine unbeschreibliche Süßigkeit beilegt. Er sehnt sich poetisch immer nach dem Sterben, während er prosaisch sich ein möglichst langes Leben wünschte. Der Leser sieht daher in dieser Grabessehnsucht nur eine übelriechende Maske. Vollkommen vermisht wird auch jeder urwüchsig Naturlaut, jeder volkstümliche, heimatliche Zug. Mit rührender Sorgfalt ist ferner jede Verständlichkeit vermieden. Es wird dem größten Geist nicht wieder gelingen, (auf 246 Seiten einen gereimten Unsinn so dicht und so blühend an den andern zu reihen.\* Der alte Görres,

---

\* Es sind allerdings einige Nummern zu finden, welche mehr oder weniger zu verstehen sind, wie z. B. Allerseelelied, die Umkehr u. dgl., allein diese sind sehr unbedeutend und lassen leicht merken, warum der Verfasser seine Gedanken — wenn man so sagen darf — so gerne in einem Phrasenmeer eräuft hat.

dem die Gedichte in der Handschrift zum Gutachten gegeben worden, sprach ihnen deswegen alle Logik ab, was den Dichter so erboste, daß er am Schlusse noch ein eigenes Gedicht, „der Verstockte,“ hinzufügte, welches den Logikern die bittersten Wahrheiten sagt, unter Anderm auch :

In Blüthesrosenpflücken  
Erfind' ich mein Gedicht;  
Die Logik kann nur flicken,  
Erfinden kann sie nicht!

eine Strophe, in welcher ausnahmsweise die letzten zwei Zeilen verständlich sind, die ersten aber wieder sehr dunkel klingen, da niemand gewiß weiß, was der Dichter mit seinem „Blüthesrosenpflücken,“ ob er ein Pflücken der Blüthesrosen oder ein Rosenpflücken des Blüthes gemeint haben mag und die Sache, auch wenn dies entschieden wäre, doch nicht klarer würde.

Das poetische Rüstzeug, seiner Rhythmus, klangreiche Worte, klingende Reime, sie sind allerdings vorhanden, aber es fehlt die Seele — ein solches Gedicht ist eine glänzende Armatur mit wallendem Reigerbusch, damaszirtem Brustharnisch, goldgesticktem Waffenrock, eine Armatur in der Ambraser Sammlung, die aber nie schlagen und nie siegen wird, weil mittendurch ein hölzerner Stoß geht.

Ein ironischer Zug des Dichters muß es wohl sein, daß er gerade die unverständlichsten seiner Poeme irgend einem Volksliede nachgebildet haben will. Er bringt Dichtungen „Nach dem Altkastilischen,“ „Aus dem Neugriechischen,“ „Aus dem Ronsbergischen,“ welche die geist-

reichsten Exegeten herausfordern, während doch das Volkslied immer klar und deutlich ist. In sämtlichen Literaturen der Welt findet sich aber schwerlich ein seltsameres Stück als „die Allebende,“ welches in vierzehn Strophen „die Einzige“ besingt und „Nach einem bergomaskischen Volksliede“ überschrieben ist. Dasselbe scheint allerdings dem profaischen Menschen nur ein blumenreiches Räthsel, aber es übt doch in seiner Dunkelheit auf poetische Gemüther einen so geheimnißvollen Reiz, daß sich z. B. auch mein seliger Freund Eduard Fentich nicht enthalten konnte, wenigstens eine Strophe desselben zu glossiren. Es lautet diese:

Feuer leckt um Felsgeschiebe,  
 Hirtenfreudig aufgeflammt:  
 „Zornesblüten! Flammentriebe  
 Ihrer kühnsten Seraphs liebe,  
 Welche Raum und Zeit verdammt!“

Die Glosse meines Freundes aber, welcher tiefer als je ein anderer in das Wesen der Bedaschen Dichtung eingedrungen, spricht sich in glücklicher Nachahmung ihres eigenen Tones also aus:

Bräutlich heißer Siegesklang  
 Sonnenroher Todeshiebe:  
 „Waldhorn rauscht in Wolkenfang,  
 Thränenschwellend, sehnsuchtsbang, —  
 Feuer leckt um Felsgeschiebe!“

O, Kometenschweifgefieder,  
 Dessen Blut vom Kreuze stammt!

„Weichenblaue Brautnachtslieder  
Zirpen von den Bergen nieder,  
Hirtenfreudig aufgeflammt!“

Seufzend hallt der Murrelquell  
In der Zeiten goldnem Siebe  
„Und vergießet rosenhell,  
Schwanenteile, hoffnungsschnell,  
Zornesblüthen, Flammentriebe.“

Ach, der Bergeklüfte Schmerz --  
Daß er unverstanden bliebe! --  
„Lodt das glutauflöthende Herz  
An das liederlaute Erz  
Ihrer kühnsten Seraphsliebe.“

Honigladensüßes Flüstern,  
In der Seele ingerammt!  
„D, die Eine mit den düstern,  
Cherubsflügelrothen Flüstern,  
Welche Raum und Zeit verdammt.“

Der Ausdruck ist an allen Orten über die Maßen bombastisch, so daß der Leser ganz angenehm überrascht wird, wenn er einmal auf eine Naivetät trifft, wie die folgende:

Den Vöglein sing' ich's orgelhell  
Ins schmucke Maigebüsch:  
„Wer zeugen will, der zeuge schnell,  
Dann zeugt er stark und frisch!“

Diese „Flüstertöne der reinsten Liebe,“ wie sie aus allen feinen Dithyramben säufeln, waren namentlich auf engelreine, aber doch in „unermesslichen“ Gluten schmo-

rende Frauenherzen berechnet und daher mochte es kommen, daß seine Verehrerinnen in Tirol den heiligen Sänger jetzt gerne den Klopstock des Etzthlandes nannten. Viel weniger konnte er bei den Männern ausrichten. Einzelne Leser, die sich der Lektüre nur unterzogen, weil der Dichter ein Landsmann war, wollten denn doch finden, daß der rasende Liebesorkan, der durch alle Blätter des Büchleins stürmt, daß diese ewige Leier von Kuß und Brautgemach, diese ununterbrochene Erotik in ihrer Glühitze allmählich um so widerlicher und ekelhafter wirken, als man aus Diskretion doch nie fragen sollte, wie sie denn eigentlich gemeint seien und ob „die Einzige“ und die übrigen Huldinnen nur die allerjeligste Jungfrau und andere Himmliche oder ob sie irdische Schönheiten und welche bedeuten. Daß des Sängers Kampf gegen die „Sünde“ nicht immer siegreich gewesen, scheinen mehrere reuevolle Lieder glaubhaft darzuthun. Doch hat er das Geheimniß in so undurchdringliches Dunkel gehüllt, daß es wohl nie aufgehellert werden wird.

Die ägyptische Finsterniß, die in jenen Liedern herrscht, ließ viele zweifeln, ob denn der Dichter selbst sie verstehe. Er hat dieses allerdings nie behauptet und auch Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart konnte sich dessen schwerlich rühmen, obgleich er sie dazumal in seinem Literaturblatt sehr beredt empfohlen hat.\* Vielleicht darf man

---

\* Für diese Gefälligkeit nannte ihn Weda bald darauf in der Postzeitung „den in gemachtem Wälschen- und Jesuitenhaß öfter zu ersticken Gefahr laufenden Dr. M. . . . l in Stuttgart.“



annehmen, daß der Sänger seine Gefange, wie die Pythia ihre Orakel, nur als Räthsel von sich geben und, ohne sie selbst zu verstehen, deren Auflösung den Hörern oder Lesern anheimstellen wollte.

So viel ungefähr hatte Beda Weber aus Licht gegeben, als ich die Ehre genoß, in seine Bekanntschaft einzutreten. Auf manche andere prosaische und poetische Gaben, die später seinem Geist entfloßen, soll am Schlusse etwas näher eingegangen werden.

Seiner erste Besuch bei Beda Weber fiel in die letzten Tage des Septembers 1842. Bald darauf verließ ich das Etischland, um wieder heimzukehren. Auf der Durchreise konnte ich in der tirolischen Landeshauptstadt noch einer großen Feierlichkeit beiwohnen. Es wurde nämlich der Grundstein zum vaterländischen Museum oder Ferdinandeum gelegt und erschien dabei auch Erzherzog Johann, „der Sieger von Sacile“ und spätere Reichsverweser, der das „Land“ schon lange nicht mehr hatte betreten dürfen. Am 6. Oktober zog ich wieder in München ein. Dies war mein erster Sommer in Tirol.

---